



Wohnstift Karlsruhe

ResidenzJournal

Ausgabe 55
April - Mai - Juni
2023



Liebe Leserin, lieber Leser,

mit Freude präsentieren wir Ihnen die Frühjahrs-Ausgabe unseres Residenzjournals. Wie jedes Jahr, wenn die Natur aus dem Winterschlaf erwacht und die ersten warmen Sonnenstrahlen die Gesichter wärmen, kommt bei mir und sicherlich auch bei Ihnen eine Vorfriede auf die kommenden Monate auf.

In unseren Außenanlagen kann man in beiden Residenzen beobachten, wie die ersten Frühjahrsblüher erwachen und sich die ersten Blätter an den Bäumen und Sträuchern entfalten. Zudem hören wir das Gezwitscher vieler Vögel. Unsere Parks sind übrigens auch für Besucher geöffnet.

Ende Februar wurden die letzten Corona-Beschränkungen für die Bevölkerung von der Bundespolitik aufgehoben. Zum Glück zog das Land Baden-Württemberg nach und hat auch die Maskenpflicht für unser Pflegepersonal beendet. Die mehrmals wöchentliche Testung unserer Mitarbeiter wurde eingestellt. Aktuell gilt nur für die Besucher der stationären Pflege die Pflicht zum Tragen einer Maske, aber auch diese Vorgabe endet zu Ostern. Es ist für uns alle noch sehr ungewohnt, ohne Masken und Testungen die Bewohner zu versorgen. Wir sind gespannt, wann dieser Zustand wieder als normal empfunden wird.

Der in den vergangenen 3 Jahren eingesetzte Krisenstab hat seine Arbeit Ende Februar formal beendet. Es ist mir ein wichtiges Anliegen, den Mitgliedern des Krisenstabes meinen großen Dank auszudrücken. Durch den engagierten Einsatz des Krisenstabes, die schnellen Entscheidungen und eine umsichtige Planung, aber vor allem durch das große Engagement aller Mitarbeitenden konnte die Zeit der Pandemie gemeinsam gemeistert werden.

Sollte sich die Lage wieder verschlechtern, kann dieser Krisenstab natürlich jederzeit seine Arbeit wieder aufnehmen. Aktuell befassen wir uns in einem neuen Gremium mit den Empfehlungen der Kommunen und unseres Dachverbandes zum

Thema Energieversorgung im Krisenfall. Sie sehen, die Arbeit geht uns auch 2023 nicht aus.

In diesem Frühling warten wir alle gespannt auch auf den Abschluss zweier unserer Großbaustellen. Die neuen zusätzlichen Aufzüge in der Residenz Ruppurr dürften nach den entsprechenden Abnahmen durch unterschiedliche Sachverständige (u.a. TÜV, Feuerwehr und Statik) im Laufe des Aprils in Betrieb genommen werden. Auch die neue Photovoltaikanlage in der FächerResidenz kann in Betrieb gehen, wenn alle Bestandteile geliefert und eingebaut wurden. In der nächsten Ausgabe können wir hoffentlich den Vollzug vermelden.

Mittlerweile konnten wir wieder einen Stromvertrag mit den Stadtwerken Karlsruhe über 2 Jahre abschließen. Damit wird die Unsicherheit über die zukünftigen Strompreise beendet und wir können wieder besser planen. Zudem haben wir komplett auf Ökostrom umgestellt, weshalb wir zukünftig eine enorme Menge an CO₂ einsparen. Sie sehen, dass wir uns auch dem Thema Nachhaltigkeit widmen.

Das Jahr 2023 wird uns auch weiterhin vor große Herausforderungen stellen. Aber der Frühling ist eine Jahreszeit der Hoffnung und des Optimismus. Wir hoffen, dass die Artikel in diesem Journal dazu beitragen werden, dass Sie sich ermutigt und gestärkt fühlen und sie Ihnen helfen werden, eine positive Einstellung zu bewahren. Hierzu passen die Worte eines unbekanntens Autors, die ich vor einigen Tagen gelesen habe:

„Beginne den Tag immer mit positiven Gedanken. Denn egal, wie viele Probleme du auch hast, negative Gedanken werden dir bestimmt nicht helfen.“

In diesem Sinne grüßt Sie Ihr

Wolfgang Pflüger

Großherzogin Luise von Baden, eine außergewöhnliche Frau

Vor 100 Jahren, am 23. April 1923, starb Großherzogin Luise, Prinzessin von Preußen, die Gattin Großherzogs Friedrichs I. von Baden. Mit ihr endete das Leben einer bedeutenden Frau, die nicht nur in Baden große Spuren hinterlassen hat, sondern weit darüber hinaus auch durch ihre Mitwirkung bei der Schaffung des Internationalen Roten Kreuzes.

Geboren wurde Luise als Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, dem späteren Deutschen Kaiser Wilhelm I. und dessen Frau, Prinzessin Augusta von Sachsen Weimar-Eisenach. Benannt wurde sie nach ihrer Großmutter, der romantisch-verklärten preußischen Königin Luise. Zusammen mit ihrem älteren Bruder Friedrich Wilhelm, dem späteren deutschen 99-Tage-Kaiser Friedrich III., wuchs sie zunächst in Berlin auf. Doch nachdem ihr Vater 1849 die badischen Revolutionstruppen niedergeschlagen hatte (was Luise lebenslang belasten sollte), wurde er zum Generalgouverneur des Rheinlands und Westfalens nach Koblenz versetzt, so dass Luise ihre Jugend dort verbrachte. Sie erhielt sie zwar eine standesgemäße schöngestige Erziehung, nahm jedoch schon früh auch an den Wohltätigkeitsaktivitäten ihrer Mutter, der späteren Kaiserin Augusta, teil. Das hat sie geprägt, und neben den Repräsentationsaufgaben sah sie die Wohltätigkeitspflege ihr Leben lang als ihre erste Pflicht an.

Es stieß vielen Badenern sauer auf, dass 1856 der als Prinzregent für seinen erkrankten älteren Bruder regierende Friedrich, der zweite Sohn des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, nun ausgerechnet diese 17jährige Preußenprinzessin, die Tochter des „Kartätschenprinzen“, heiratete. Aber im Laufe ihres Lebens erwies sie sich als wahre Landesmutter und erwarb sich den Respekt und die Achtung der badischen Bevölkerung. Zwar war sie 12 Jahre jünger als ihr Gemahl und es handelte sich, wie damals üblich, um eine arrangierte Ehe, doch diese war von großer gegenseitiger Zuneigung und Vertrauen geprägt. Großherzog

Friedrich überließ seiner Gemahlin nicht nur in Fragen der Repräsentation die Zügel – beide waren pompösen Bällen und Festen ohnehin eher abgeneigt –, er unterstützte seine Frau auch in jeder Hinsicht bei ihren Tätigkeiten. Dass er sie gegen alle Tradition



an den Gesprächen mit seinen Ministern teilnehmen ließ, befremdete nicht nur diese ungewein, zeigt aber seine große Wertschätzung. Großherzog Friedrich sah in Luise ein Leben lang seine Gefährtin, Vertraute und Stütze. Drei Kinder wurden dem Paar geboren: Erbprinz Friedrich, der spätere Großherzog Friedrich II., Prinzessin Sophie (verheiratet mit dem König von Schweden) und der schon als junger Mann verstorbene Prinz Ludwig-Wilhelm.

Luise war sich der Vorbehalte, die ihr als preußischer Prinzessin bei den Badenern entgegen schlugen, ebenso bewusst wie der Schwierigkeit, als Protestantin ein Land mitzuregieren, dessen Bewohner mehrheitlich katholisch waren. Dem setzte sie das von ihrer Mutter erlernte Pflichtbewusstsein und ihre Arbeit in der Wohltätigkeitspflege entgegen. So trat sie bereits wenige Wochen nach ihrer Hochzeit dem Wohltätigkeitsverein ihrer Schwiegermutter Sophie bei, dessen Hauptzweck Armen- und Krankenfürsorge war, und bereits im Frühjahr 1857 besuchte sie Schulen, Krankenhäuser und Heime für Waisenkinder im ganzen Land. Was sie sah, waren miserable Zustände und eine grenzenlose Unwissenheit vor allem in der Krankenpflege. Der Bevölkerung fehlte aber auch das einfachste Basiswissen zu Haushaltsführung, Wohnungs- oder Kinderpflege. Da vor einer Eheschließung insbesondere der armen Bevölkerung oft hohe Hürden standen, war der Anteil an vorehelichen Kindern an die 16% – sehr zum Missfallen der tiefgläubigen und

sittenstrengen Luise. Aber eben deshalb trachtete die Großherzogin auf Verbesserung der Verhältnisse. Doch wie sollte das vorgehen?

Da gab der österreichisch-italienische Krieg von 1859, in den Baden hineingezogen zu werden drohte, ihr Gelegenheit, einen Frauenverein ins Leben zu rufen, der sich die Linderung der Kriegsfolgen, insbesondere die Betreuung der Verwundeten zur Aufgabe machte. Sie knüpfte damit an Großherzogin Stephanie an, die zur Linderung der Folgen der Befreiungskriege 1814 - 1817 Frauenorganisationen aus Mitgliedern des Adels und des Großbürgertums gegründet hatte und sie waren nach Beendigung der Kriege wieder aufgelöst worden. Der von Luise geschaffene Frauenverein dagegen sollte auch den Bürgerinnen im gesamten Gebiet Badens offen stehen und sich nicht auf Linderung von Kriegsfolgen beschränken. Mit Hilfe des Präsidenten des Innenministeriums setzte Luise in Windeseile alle Ämter und Behörden in Gang, veranlasste den evangelischen Oberkirchenrat ebenso wie das erzbischöfliche Ordinariat zur Mitarbeit und erreichte so eine große Beteiligung von Mädchen und Frauen in Baden.

Als dann im Juli 1859 der österreichisch-italienische Krieg zu Ende ging, übrigens ohne dass badische Truppen hätten teilnehmen müssen, löste Luise diesen überkonfessionellen Frauenverein dann keineswegs auf, sondern machte ihn „friedenstauglich“. In mehrwöchigen Kursen wurden Mädchen und Frauen theoretisch wie praktisch zu „Krankenwärterinnen“ ausgebildet. Hinzu kam bald auch die Ausbildung zu „Kinderwärterin“ für vernachlässigte Kinder und Waisen. Damit gab es erstmals eine Arbeit und Anerkennung auch für unverheiratete Frauen auch niedrigerer Schichten, die nicht mehr als ausgenutzte oder von der Familie geduldete alte Jungfern leben mussten, sondern ihren Lebensunterhalt selbst verdienen

konnten. Vor allem in den Wintermonaten zogen mobile Wanderküchen mit dem entsprechenden Personal durch die Dörfer und hielten Kurse und Schulungen in der Hauswirtschaft ab. Diese Maßnahmen waren ein voller Erfolg und wurden aber im Laufe der Zeit durch die Errichtung von richtigen Haushaltsschulen abgelöst.

Aber ein ganz großes Verdienst der Großherzogin blieb lange unbeachtet und fand erst in den letzten Jahre die verdiente Anerkennung. Ich will es so ausdrücken: Mit der Gründung und dem Betrieb des badischen Frauenvereins hatte sich Großherzogin Luise erst richtig warm gelaufen, denn ihr Anteil als Leiterin des Frauenvereins an der Gründung des Internationalen Roten Kreuzes ist kaum zu überschätzen. In dessen Satzung hieß es: „Der Verein dient der



Unterstützung [...] für verwundete und erkrankte Militärpersonen“ und benennt damit genau die Ideen, die 1863 in Genf zur Gründung des Roten Kreuzes durch Henry Dunant führten. Bereits im Vorfeld kam es zu einem Treffen zwischen Großherzogin Luise,

ihrer Mutter, der Kaiserin Augusta, und Dunant. Unter Luisens Einfluss unterstützte Großherzog Friedrich II. die Bestrebungen Dunants sowohl ideell als auch finanziell; vor allem aber setzte die Großherzogin auch ihren ganzen Einfluss und ihre Beziehungen zum Kaiserhaus ein für die Bestrebungen Dunants, einen internationalen Verein zu gründen, der gegenüber allen verfeindeten Kriegsparteien strikte Neutralität wahrte. Und nicht zuletzt durch Luisens Beistand konnte Henry Dunant das Rote Kreuz auf weißem Feld als Symbol des Internationalen Roten Kreuzes durchsetzen. Baden war denn auch der erste Staat, der die Genfer Konvention zum Schutz der Lazarette und seines Personals unterschrieb. Luise veranlasste die Konstituierung des Badischen Frauenvereins als Zentralkomitee des Roten Kreuzes in Baden und die „Luisenschwestern“ wurden ein fester Begriff weit über die Grenzen Badens hinaus.

Allerdings stand die Großherzogin bei all ihrer bewundernswerten Förderung der Frauen in Hauswirtschaft, Kranken- und Kinderpflege der politischen Emanzipation der Frauen ablehnend gegenüber. Dafür war ihr Frauenbild zu konservativ-religiös geprägt.

Bewundernswert ist es, wie diese Frau ihre Tatkraft und Würde auch nach schweren Schicksalsschlägen bewahrte. Ihr tiefer Glaube half ihr, alles Unglück zu ertragen, auch als es knüppeldick kam: im Jahr 1888 starben im Februar ihr zweitgeborener Sohn Ludwig Wilhelm, im März ihr Vater, Kaiser Wilhelm I., im Juni ihr Bruder, Kaiser Friedrich III. Zwei Jahre später verstarb auch Luises Mutter Kaiserin Augusta. Zwar durfte sie 1906 noch ihre Goldene Hochzeit erleben, aber ein Jahr darauf starb ihr Gemahl Großherzog Friedrich I.. Dennoch blieb sie auch nach diesen Schicksalsschlägen weiter ihren Verpflichtungen treu. Das zeigte sich vor allem an ihrem Einsatz im 1. Weltkrieg, als sie persönlich die verwundeten Soldaten in den Lazaretten besuchte und für die Hinterbliebenen sorgte.

Doch der schwerste Schicksalsschlag traf sie mit dem Ende dieses Krieges: der Zusammenbruch des Reiches, an dessen Sieg sie fest geglaubt hatte, und das Ende der Monarchie in Deutschland. Ihr Sohn, Friedrich II. musste abdanken, die Großherzogin bei Nacht und Nebel



aufgrund einer Schießerei zusammen mit Großherzogin Hilda und wenigen Getreuen durch ein Schlossfenster fliehen. Erst im Spätsommer 1919 siedelte sie in das Schloss Baden-Baden über und starb dort am 23. April 1923 im Alter von 84 Jahren an einem plötzlichen Schwächeanfall. Ihr Grabmal befindet sich



zusammen mit dem ihres Gemahls im „Mausoleum“, der Großherzoglichen Grabkapelle, die sie als Begräbnisstätte für die Familie nach dem frühen Tod ihres zweiten Sohnes hatte errichten lassen.

Wenn auch Luise nicht die Beliebtheit Ihres Gatten erreichte, so doch den großen Respekt und Anerkennung über Baden hinaus. Sie erhielt die Goldene Ehrennadel des Roten Kreuzes, 1871 wurde ihr der Württembergische Olga-Orden verliehen, und noch zu ihren Lebzeiten nannten die Mannheimer ihre neu angelegte große Grünanlage „Luisenpark“; im Jahre 1917 verlieh ihr die Medizinische Fakultät der Universität Heidelberg die Ehrendoktorwürde. Auch eine Straße in der Südstadt wurde noch zu ihren Lebzeiten nach ihr benannt.

Heute erinnert eine Büste auf der Insel Mainau an die Großherzogin, und viele Jahre später wurde 2013 vom Roten Kreuz zu dessen 100jährigem Bestehen im Karlsruher Stadtgarten in der Nähe des Haupteingangs am Bahnhof eine Stele mit der Büste der jugendlichen Luise aufgestellt. Zuletzt wurde im Jahr 2017 eine neu gezüchtete Rose nach ihr benannt.

Vergessen ist diese außergewöhnlich tüchtige Frau also nicht. Zu ihrem 100. Todestag wird derzeit die Großherzogliche Grabstätte renoviert. Großherzogin Luise hat es verdient und sie hätte sich bestimmt darüber gefreut.

Marthamaria Drützler-Heilgeist, FR

Punkt und Komma oder: Es geht weiter

Punkt, Komma, Strich

Punkt, Punkt, Komma, Strich – fertig ist das Mondgesicht. So zeichneten wir als Kinder unsere Strichmännchen.

Punkt und Komma sind nicht nur Interpunktionszeichen. Sie können auch Erfahrungen beschreiben.

Ein *Punkt* steht für: Schluss. Ende. Fertig. Ende der Berufstätigkeit. Ende einer Beziehung. Abschied. Friedhof. Punkt.

Ein *Komma* steht für: Es ist noch nicht fertig. Es kommt noch etwas. Es geht weiter. Es ist noch nicht zu Ende. Es gibt ein "und".

Ein Button an der Jacke

Bei einer Reise kam ich ins Gespräch mit einem US-Amerikaner. Mir fiel an seiner Jacke ein

Button auf: ein rot emailliertes Komma. Im Laufe des Gesprächs fragte ich, was das zu bedeuten habe. Er erzählte, das sei seit einigen Jahren das Erkennungszeichen der Kirche, zu der er gehöre, der United Church of Christ in den USA. Es beziehe sich auf ihr Motto: *'Never put a period, where God has*

put a comma' – Setze nie einen Punkt, wo Gott ein Komma gesetzt hat. Seine Kirche und ihre Mitglieder drücken damit unter anderem aus, dass sie keine abgeschlossene Gemeinschaft sein wollen, sondern offen für jeden, mit welcher Geschichte auch immer. Dass sie niemanden fallen lassen wollen. Es erinnere: Nie bei einem Menschen einen Punkt machen, niemanden aufgeben, niemanden abschreiben, immer die Hoffnung für ihn behalten.

Mach einen Punkt

Der Satz kommt mir seitdem immer wieder in den Sinn. Mach keinen Punkt. Trage dazu bei, dass sich etwas entwickelt. Gib dir und anderen eine Chance. Mach keinen Punkt, wo die Geschichte weitergehen kann.

Dieses Motto ist freilich nicht als ein absoluter Grundsatz zu verstehen; es ist vielmehr ein Impuls, nicht zu schnell aufzugeben.

– Natürlich müssen wir manchmal einen Punkt setzen, müssen ein Ende, einen Abschluss, einen Tod akzeptieren; müssen uns abfinden damit, dass es nie wieder so wird, wie es einmal war. Der Punkt als ein *Annehmen*.

– Auch im Umgang mit schwierigen Menschen muss man manchmal einen Punkt setzen, um nicht ausgenutzt zu werden oder sich selbst zu verlieren. Der Punkt als ein *Beenden*.

Doch selbst da kommt nach dem Punkt ein neuer Satz: Es gilt nun, eine andere Verhaltensweise oder Reaktionsweise in Bezug auf diese Person zu finden.

– Oder: Einen Punkt setzen und sich nicht immer wieder von neuem mit Sorgen quälen oder seinen Ärger pflegen oder seine Vorwürfe wiederholen. Der Punkt als ein *Erkennen*: So komme ich nicht weiter.

– Oder auch: Der frühere EKD-Ratsvorsitzende Bedford-Strohm sagte: „Man lässt keine Menschen ertrinken. Punkt.“ Der Punkt als *Klartext*, um Stellung zu beziehen.

Manchmal ist es also wichtig und richtig, einen Punkt zu setzen. Doch setzen wir ihn manchmal zu früh? Etwa in Konflikten zwischen Eltern und heranwachsenden Kindern: „Jetzt ist Schluss. Es reicht. Aus. Punkt.“ Man hört sozusagen Türen knallend ins Schloss fallen.

Aber das heißt ja: die Hoffnung aufgeben; eine Weiterentwicklung stoppen. Da ist das Motto *„Never put a period, where God has put a comma“* eine hilfreiche Erinnerung: Sucht nach einem Weg, auf dem ihr wieder zusammenkommt!

Symbol für Hoffnung

Wenn wir uns schmerzhaft trennen oder getrennt werden, ist ja nicht alles aus. Weil das Leben weiter geht, ist es jetzt meine Aufgabe, mit der neuen Situation zurechtzukommen, eine neue Einstellung zu gewinnen, das Danach zu gestalten.

Als jener Sohn im biblischen Gleichnis vom verlorenen Sohn sich vom Vater das Erbe auszahlen ließ, sich verabschiedete und emanzipierte und verschwand – war das ein Schlusspunkt im Verhältnis zu seinen Eltern? Sein Abschied war für ihn anfangs vielleicht als ein



Punkt geplant, aber es war im Grunde ein Komma, denn als es ihm dreckig ging – Welch ein Glück, dass der Vater nicht sagte: „Schluss. Aus. Punkt.“ Sondern dass er ihm entgegenlief und ihn in die Arme schloss. Und dass der Sohn keine ins Schloss gefallene, sondern eine offene Türe vorfand als Einladung: Es geht weiter mit uns.



Never put a period, where God has put a comma – das heißt: Es gibt immer einen Weg. Nie heißt es: Endgültig Schluss. Es geht weiter. Das Motto lädt ein zum Hoffen.

Natürlich, wenn ein Mensch stirbt, ist es ein Punkt, ein Schlusspunkt. Ich muss das mühsam und schmerzhaft annehmen.

Aber wie, wenn der Tod zwar von uns Menschen aus gesehen ein Punkt ist, aber von Gott her gesehen ein Komma?

So wie der Punkt ein Sinnbild ist für das Ende, ist das Komma ein Sinnbild für Hoffnung, dass es weitergeht.

Zusammenhang

Wir hören derzeit oft, es komme darauf an, ganz präsent zu sein, ganz in der Gegenwart zu leben, im Hier und Jetzt, und nicht zu fliehen in nostalgische Vergangenheit oder in erträumte Zukunft. Das hat seine (relative) Berechtigung.

Aber wir leben nicht nur punktuell. Wir stehen immer in einem Zusammenhang, in einer Geschichte. Wir kommen aus einer Vergangenheit und haben Zukunft vor uns. Nur punktuell zu leben – ohne Bewusstsein von Woher und

Wohin – hieße dann auch, zu leben ohne Richtung und damit ohne Wozu.

und ...

Das Komma, das grammatikalisch Teile verbindet und sinnbildlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, steht in inhaltlicher Nähe zu dem kleinen Wort „und“. Beide, das Komma und das „und“ verbinden, fügen hinzu, reihen auf.

Das Komma und das Wort und wirken als Brücke.

Wer in der Bibel in den Büchern liest, die die Geschichte des Volkes Israel schildern, kann eine interessante Beobachtung machen: Da beginnen Sätze, Berichte, Abschnitte scheinbar unvermittelt mit einem „und“: „Und er sprach...“, „Und es wurde König an seiner Statt...“

Das ist kein primitiver Stil, sondern zeigt, dass allem, was zu erzählen ist, immer schon Voriges vorausgeht, das jetzt fortgesetzt wird. Dieser aufreihende Erzählstil sagt: Nie fängt etwas an einem Nullpunkt an. Immer geht etwas voraus. Wir sind geprägt von dem, was vor uns war, von denen, die vor uns waren und wir prägen mit, was kommen wird.

Menschliches Leben, Geschichte ist ein fortwährendes Und. Nicht Punkte, sondern Kommata. Keine Insel, sondern ein Fluss. Das Komma und das Und halten das Leben im Fließen.

Es geht weiter

Nicht nur punktuell leben. Ans Komma denken. Ans Kommende. Ans Mögliche. Hoffnung behalten.

Für mich ist jener Satz ‚Setze nie einen Punkt, wo Gott ein Komma gesetzt hat‘ die Erinnerung, die Hoffnung zu bewahren, weiter zu denken und weiter zu handeln, wo es zu Ende zu gehen scheint.

Dieser Satz, den ich erstmals bei meiner zufälligen Reisebegegnung hörte, hat für mich etwas Österliches. Kein Punkt, ein Komma! Es geht weiter.

Gesegnete Ostern!

Martin Achtnich, RR

Ein intellektueller Hotspot

Im Wohnstift als "Neuer" angekommen kam ich mir vor wie eine Katze, die ihr neues Heim erkundet. Erst die Behausung selbst, dann langsam die ersten Erkundungen der näheren Umgebung, hier vor allem der wunderbare Oberwald, dann die ersten Gänge zu den Geschäften am Ostendorfplatz. Man hatte mir zwei Wege dazu empfohlen, den einen durch die Gartenanlagen und die Garagen des Blütenweges und den viel schöneren vom Krokusweg über den "Privatweg" am Bunker vorbei durch die Gärten der Gartenstadt. Dies waren Empfehlungen von Mitbewohner die sich hier schon auskannten, bzw. die "Rüppurrer" waren. Und die Tatsache, dass wir so schnell Bewohner des Wohnstifts kennen lernten, die uns wertvolle Tipps geben konnten, öffneten mir die Augen für den "intellektuellen Hotspot", wie ich es einmal nennen möchte, in den wir eingezogen sind. Man überlege: 300 Bewohner im Wohnstift Rüppurr mal durchschnittlich 80 Lebensjahre, das macht 24.000 gelebte und mit Inhalt gefüllte Lebensjahre. Welch ein Schatz an Wissen, beruflichen und persönlichen Erfahrungen, Erinnerungen und Rat schlägen. Ich habe einen Professor kennen gelernt, der trotz seiner 92 Jahre immer noch die Vorlesung in der Uni hält und dreimal hintereinander die Treppen bis in den 11. Stock läuft, weil er damit die Anzahl der Stufen der Treppe zum Turmberg erreicht. Oder der alt eingessene Rüppurrer, der mir erklärt, wo das ominöse Rüppurrer Schloss ist.

Und so lernten wir in einem zufälligen Gespräch Herrn Jürgen Müller kennen. Er war nach seiner Pensionierung über 20 Jahre als Fremdenführer in Karlsruhe tätig. Schnell merkten wir im Gespräch, welch einen Wissensschatz Herr Müller in seinem Kopf bewahrt. Und da ich auf der Suche nach einem interessanten Artikel für unser Journal war, kam von ihm ein wunderbarer Vorschlag: Schreiben Sie doch über die Kirchen in Rüppurr. Und er hat Recht, Sakralgebäude repräsentierten in der Vergangenheit, viel mehr als heute, Stätten nicht nur religiösen, sondern auch bürgerlichen Lebens. Hier traf und begegnete sich "die Gemeinde" in ihrer doppelten Wortbedeutung

(Christen- und Bürgergemeinde), die im Verständnis der Menschen ganz selbstverständlich als eine Einheit, als etwas Gemeinsames begriffen wurde.

Und er fing an zu erzählen:

Die älteste Kirche in Rüppurr ist die **St. Nikolauskirche.**



Die erste Erwähnung der Kirche in Rüppurr finden wir im Jahr 1351. Das Dorf bestand damals aus Oberrüppurr, also ungefähr entlang der Langen Strasse von dem jetzigen Rathaus bis zur Einmündung des Scheibenhardter Weges und dem Unterrüppurr, das waren die Häuser um das Schloss Rüppurr. Das Dorf, zu der Zeit noch Reitbur (das Haus im Ried/Sumpf gelegen) lag auf Ettliger Gemarkung, in den Wäldern beinahe versteckt an der früher forellenreichen Alb. Auch etliche größere und kleinere Seen, der Entensee, der Ettliger und der Rüppurrer See und andere gehörten einst zu seiner anmutigen Umgebung.

In diesen Jahren des 14. Jahrhunderts war die Aufsicht über die Rüppurrer Kapelle, wie das "Kirchle" auch genannt wurde, nicht deutlich definiert. Fest steht aber, dass auf jeden Fall das Oberdorf (auch Großrüppurr) von der kirchlichen Betreuung her zu Ettligen gehörte. Ettligen wiederum hatte seit 1259 Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden als Zehntherrn, somit war Lichtenthal für den Erhalt und die Be-

treuung der Nikolauskirche zuständig. Dieses wurde aber nicht ordnungsgemäß wahrgenommen und die vertraglich festgelegten zwei wöchentlichen Messen nicht gehalten. So mussten sich die Rüppurrer Pfarrkinder an Sonn- und Feiertagen über den "Kirchpfad", wie ein Weg nach Ettlingen bezeichnet wurde, auf den Weg in die St. Matinskirche machen, wo ein Seitenschiff als "Rüppurrer Kapell" bezeichnet wurde. 1351 wurde dann in einer Urkunde festgelegt, dass die Rüppurrer Kapelle und der "Gottesacker" wieder hergestellt werden, und zweimal wöchentlich die Messe dort durch den Pfarrer von Ettlingen zu lesen sei.

Bedeutende Veränderungen brachte die Reformation. Reinhard von Riepur war Bischof von Worms geworden, konnte aber das Vordringen der "teuflischen lutherischen Lehre" nicht aufhalten. Aber 1520 kam ein neuer Pfarrer nach Ettlingen, der ein entschiedener Freund der Reformation war. Somit fand nach dem Tod Reinhards von Riepur ab 1533 kein katholischer Gottesdienst mehr statt. In einem Schreiben an das Kloster Lichtenthal gaben die drei Brüder

Philipp Jakob, Batt und Reinhard von Riepur bekannt, dass sie der Unterlassung des Gottesdienstes in Rüppurr nun lange genug zugehört hätten, "sich und die Ihrigen nicht ein wild ratlos Leben einstecken wollen, daher durch fremde, dazu berufene Personen das Wort Gottes predigen lassen. Vermöge des aufgerichteten Religionsfriedens (Augsburg 1555) habe das Kloster die Pflicht, wöchentlich zwei Predigten göttlichen Wortes nach Inhalt der Augsburgerischen Konfession in der Kirche zu Rüppurr halten zu lassen." Dass jedoch die Versorgung einer protestantischen Gemeinde kein Herzensanliegen der Äbtissinnen sein konnte, versteht sich von selbst.

Um 1530 lagen in unserem Gebiet zwei Herrscherhäuser in Konflikt. Auf der einen Seite die Ernestinische Linie, benannt nach dem Stammvater, Markgraf Ernst I. von Baden-Durlach mit Sitz in Pforzheim. Auf der anderen Seite die

Bernhardinische Linie nach dem Markgraf Bernhard von Baden mit Sitz in Baden-Baden. Es fand eine Gebietsaufteilung statt, die gerade auch die Ländereien um Ettlingen betrafen. Die Grenze zwischen beiden Markgrafschaften stellte die Alb dar. Alles, was links der Alb gelegen war, gehörte zum Markgraf Bernhard, alles, was rechts der Alb lag, zur Ernestinischen Linie. Somit war auch die Religionszugehörigkeit geregelt, zur Bernhardinische Linie gehörig wurde katholisch, zur Ernestinische Linie gehörig evangelisch. Es gab nur eine Ausnahme, nämlich Beiertheim, welches rechts der Alb gelegen zum katholischen Baden-Baden gehörte.

Somit gehörte Rüppurr ab 1533 zur Markgrafschaft Baden-Pforzheim und war folglich evangelisch.

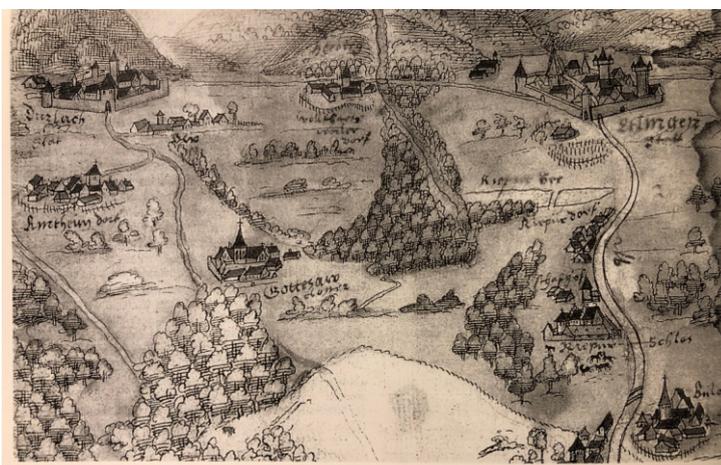
Im 18. Jahrhundert wird nicht viel über die Nikolauskirche berichtet. Lediglich der schlechte Bauzustand wird immer wieder erwähnt und hier besonders über das Kloster Lichtenthal geklagt, das zwar den Zehnten kassierte, der immerhin 20 Gulden betrug, aber sich um die In-

standhaltung der Kirche nicht kümmerte.

1712 erhalten wir endlich die erste genaue Abbildung der Nikolauskirche. An einen Turm mit quadratischem Grundriss ist ein rechteckiges Kirchenschiff so angebaut, dass ein L-förmiger Grundriss entsteht.

In den folgenden Jahren verkommt die Kirche immer mehr und droht sogar einzustürzen. Grund ist der Rechtsstreit zwischen Kloster Lichtenthal und der markgräflichen Verwaltung. So erteilt 1774 das Fürstliche Oberamt Durlach den Auftrag an den Architekten Johann Friedrich Weyhing zum Neubau der Kirche.

Ab 1775 wird gebaut. Von der alten Kirche werden die Fundamente des Turmes übernommen, dieser ist nun mittig an die Längsseite des Kirchenschiffs angesetzt und die Kirche erhält ihr heutiges Aussehen.



Ausschnitt aus der Karte der oberen und unteren Hardt (um 1560) mit dem Schloss, der Kapelle neben dem Schafhof und dem Dorf Rüppurr. Gottesau, Wolfartsweiher und Ettlingen, die zu Rüppurr in kirchlicher Beziehung standen, sind ebenfalls zu sehen.

1791 übernimmt endlich die Landesherrschaft die Aufsicht über das Gebiet und die Kirche. Aber man ist nicht glücklich über die Lage der Kirche so weit vom Ortskern entfernt. Bei Nässe und Kälte wird der Gottesdienst in der Schule abgehalten, die dafür allerdings zu klein war, sogar eine Versetzung der Kirche wird erwogen, was allerdings um die 2300 Gulden kosten würde.

Der Innenausbau der Nikolauskirche im 19. Jahrhundert wird kaum erwähnt und im 20. Jahrhundert sowieso wieder entfernt.

Die logische Folgerung aus den Problemen war dann die Forderung nach dem Bau einer neuen und größeren Kirche. Dieses wurde im Jahr 1906 beschlossen und 1907 mit der Grundsteinlegung der Auferstehungskirche begonnen.

Doch was passiert nun mit der Nikolauskirche? So meldet sich das Denkmalamt mit der Feststellung, es lege "Wert darauf, dass dieser aus dem Jahre 1776 stammende Bau, der einer der ältesten in Karlsruhe ist und ein Wahrzeichen der näheren Umgebung der Residenz bildet, möglichst unverändert erhalten bleibt."

Im 19. Jahrhundert war die katholische Gemeinde in Rüppurr auf 500 Seelen angestiegen und feierte 1904 die Heilige Messe im Tanzsaal des Bahnhofshotels. Mit Mitteln des Bonifatiusvereins konnte die katholische Gemeinde dann 1908 die Nikolauskirche für 35.000 Mark erwerben.

Aber leider litt die Kleine Kirche immer wieder unter baulichen Mängeln, sodass sie im Oktober 1936 nach dem Bezug der neuen Christkönigkirche geschlossen werden musste. Erstaunlicherweise schafft es die katholische Kirchengemeinde in der unmittelbaren Nachkriegszeit, eine Sanierung des maroden

Gebäudes durchzuführen. Grund dafür ist ein Gelübde, das die katholische Pfarrgemeinde am Christkönigsfest 1944 abgelegt hatte. Man versprach eine jährliche Sühne- und Dankprozession von der neuen Christkönigkirche zum "alten St. Nikolauskirchlein".

Es folgten verschiedene Renovierungsarbeiten, wodurch sich der Innenraum stark veränderte. Die Empore wurde abgebrochen, die Kirche erhielt wieder ihre alte Ausrichtung quer zur Längsachse. Das Gestühl wurde bogenförmig um den Altar aufgestellt. Auffällig ist die Rosette aus blau gefasstem Holz für die Altarwand von Gudrun Schreiner mit einer stilisierten Darstellung der sieben Seligpreisungen aus der Bergpredigt. Die Grabplatte des Philipp Jakob von Rüppurr, gest. 1582, wurde im Innenbereich der Sakristei angebracht. Die Grabplatte für das Herz des Reinhard von Rüppurr befindet sich eingemauert im Turmraum.

Heute wird das Kirchlein durch den 2010 gegründeten Förderverein Nikolauskirche Rüppurr e.V. tatkräftig und durch vielfältige Spenden unterstützt, sodass sie 2013 frisch saniert werden konnte und seit 2016 im neuen Glanz auch außen erstrahlt. Sie wird nun für regelmäßige Ökumenische Abendgebete genutzt, aber auch für Konzerte und auch gerne für Familienfeiern, wie Taufen am alten Taufstein aus dem Jahre 1776 oder Hochzeiten.

Hans-Joachim Richter, RR

Literatur:

Lebrecht Mayer, Mittelungen aus der Geschichte von Rüppurr, Bühl 1910

Ute Fahrbach-Dreher, Rüppurrs Kirchen und Kapellen, Rüppurrer Hefte, Band 5, Karlsruhe 2008

Kostümbildnerin im Theater – ein außergewöhnlicher Beruf

Ein wesentliches Element jeder Theateraufführung sind die Kostüme der Mitwirkenden, also die Kleidung, in der Schauspieler, Sänger oder Ballett-Tänzer in ihren Rollen auftreten. Naturgemäß gehen die Meinungen darüber, was „schöne“ oder „angemessene“ Kostüme sind, sehr auseinander. Aber wer hat nicht schon einmal das phantasievolle Kostüm der Königin der Nacht in Mozarts „Zauberflöte“ bewundert oder sich über die Löcher-Jeans geärgert, in denen der Tempelherr in „Nathan der Weise“ aus unerfindlichen Gründen auftritt? Und so fragt sich gelegentlich mancher Theaterbesucher, was sich die Kostümbildnerin (meist handelt es sich tatsächlich um Frauen) wohl bei der Gestaltung der Kostüme gedacht haben mag: Von „begeisternd“ bis „so ein Mist“ reicht die Beurteilungs-Skala.

Und hier ist es an der Zeit, sich Gedanken darüber zu machen – wie ein solches Kostüm zustande kommt und welchen Gestaltungsspielraum dabei eine Kostümbildnerin hat.

Barbara Hoffmann, Mitbewohnerin in der FächerResidenz, hat uns in einem äußerst interessanten und gut besuchten Vortrag über die Entstehung eines Bühnenkostüms aufgeklärt. Sie hat in ihrem Berufsleben für die Mitwirkenden in über 300 Aufführungen die Kostüme entworfen und die Herstellung überwacht, erst als Assistentin in Bielefeld, dann 15 Jahre am Badischen Staatstheater und in weiteren 15 Jahren bei den Ettlinger Festspielen. Zeitgleich hatte sie Gastverträge an anderen Theatern – und das in allen Theatersparten vom Schauspiel über die Oper bis zum Ballett. Nahezu 1000 Figurinen – so heißen die Kostümentwürfe in der Fachsprache – hat sie in ihrem Berufsleben entworfen. Erst diese Zahl gibt eine Vorstellung von Frau Hoffmanns Leistung als Kostümbildnerin.

Nachdem während ihrer Schulzeit bei Theaterbesuchen die Kostüme ihre besondere Aufmerksamkeit erregt hatten, wusste sie, dass sie einen Beruf wählen würde, der sich mit diesem Thema befasst. Aber welcher Berufsweg führt zur Kostümbildnerin? Für die Ausbildung zur „Bühnen- und Kostümbildnerin“ ist in der Regel ein fünf- bis siebensemestriges Studium an einer Akademie erforderlich. Allerdings ist in Ausnahmefällen auch der Weg über eine praktische Ausbildung in einer Theaterwerkstatt möglich.

In jedem Fall sollte eine Kostümbildnerin etwas, d.h. viel, vom Schneiderhandwerk verstehen, denn viele Kostüme können es, was Phantasie und technisches Können betrifft, problemlos mit den Spitzenmodellen der Haut Couture aufnehmen. Barbara Hoffmann hatte das schon als Schülerin erkannt und absolvierte deshalb nach dem Abitur eine solide Schneiderlehre. Danach studierte sie die Fächer Kunst-, Kultur- und Kostümgeschichte, Dramaturgie, Farbenlehre, Aktzeichnen und Theatergeschichte.



Und tatsächlich, das dort gelehrte Wissen braucht es, um als Kostümbildnerin überragende Leistungen zu erbringen. Die Arbeit an einem Kostümentwurf beginnt damit, dass dem Regisseur von der Intendanz ein Stück zugewiesen wird und eine erste Besprechung in einem Team stattfindet. Dieses Team besteht aus dem Regisseur sowie dem Bühnenbildner und Kostümbildner (die auch in Personalunion auftreten können) und dem Dramaturgen. Selbstverständlich haben sich vorher alle mit dem Stück befasst, also zumindest den Text gelesen oder die Opernmusik angehört, und alle haben sich einen Überblick über Handlung, Zeitgeist und geschichtliche Hintergründe verschafft. Meist geht es in dieser ersten Sitzung

hoch her, wenn verschiedene Auffassungen des Stücks und unterschiedliche Meinungen aufeinander prallen. Denn es sind viele Fragen zu klären: Wie ist was zu interpretieren? Oder: Welche Rolle soll wie gestaltet werden? Oder: Wie können Bühnenbild, Beleuchtung und Kostüme die Interpretation am besten umsetzen? Die letzte Entscheidung zu diesen Fragen liegt beim Regisseur, und von dieser Entscheidung wiederum hängt natürlich auch die Gestaltung der Kostüme ab und damit die eigentliche Arbeit.

Als nächstes durchforstet die Kostümbildnerin ihr privates Archiv, Kunst- und Geschichtsbücher werden gewälzt, politisch-kulturelle Hintergründe einer Epoche erforscht, frühere Aufführungen zu Rate gezogen. Dann entstehen die ersten Skizzen und Zeichnungen in Öl, Kreide, Aquarell oder Tinte. Im weiteren Verlauf muss überlegt werden, welche Stoffe am besten passen könnten, Stoffproben werden ausgesucht und auf die Skizzen geklebt, wieder verworfen und neu ausgewählt. Accessoires wie Hüte, Taschen, Schals, Schleppen, Schmuck, Frisuren müssen bedacht werden, denn im Idealfall spiegeln sich in den Kostümen, welche Beziehung die Personen zueinander haben und welche Rollen, z.B. Diener, Geliebte, Beruf, Charakter und Funktion in der Aufführung zum Ausdruck kommen müssen. Besonders aufwändig ist die Ausstattung eines Chores, denn jedes einzelne Kostüm muss ausgemessen und individuell angepasst werden.

Mit diesen Figurinen erscheint dann die Kostümbildnerin zum zweiten Treffen mit dem Regisseur und dem Aufführungsteam und es wird diskutiert, ob sie aussagekräftig genug sind und zum Bühnenbild passen. Entscheidend sind stets die Vorstellungen des Regisseurs – und selbstverständlich das

Budget, das für die Aufführung zur Verfügung steht. Hier wird manch harter Kampf ausgefochten, insbesondere zwischen der Regie für das Stück und den Interessen der Theaterintendanz.

Ist eine Entscheidung gefallen und wurden die Figurinen genehmigt, gehen die Entwürfe in die Technische Abteilung, bestehend aus Herren- und Damenschneiderei und dem Gewandmeister als Leiter, den Modistinnen, der

Schuhmacherei und Maskenbildner. Eventuell greift man auch auf den Fundus zurück, wenn Kostüme vorhanden sind, die mit kleinen Veränderungen der Figurine entsprechen. Bei zeitgenössischen Kostümen wird auch schon einmal in Bekleidungsgeschäften oder Second-Hand-Läden nach passenden Lösungen gesucht. Die benötigten Stoffe werden in darauf spezialisierten Geschäften und in Stoff-Fabriken nach Bedarf gewebt oder eingefärbt. Bei den Überlegungen darf keinesfalls vernachlässigt werden, dass Kostümwechsel für verschiedene Auftritte notwendig sein können, was das problemlose Öffnen von Knöpfen und Haken voraussetzt, auch darf die Sichtbarkeit von Unterwäsche passend zum Oberkleid nicht außer Acht gelassen werden.

Ob alles zusammenpasst, zeigt sich in der ersten Anprobe, nach der in aller Regel noch einiges verbessert und verändert werden muss. Später bleibt wenig Zeit,

denn bei den beiden großen Hauptproben und der Generalprobe muss alles sitzen. Das gilt auch für das Anziehen, Schminken und Umzie-



hen. Was trägt jeder Darsteller zu welchem Auftritt – für diesen Ablauf wird für die Garderobieren ein Kostümzettel geschrieben, der genau die einzelnen Kostümbestandteile von den Schuhen bis zur Kopfbedeckung in der Reihenfolge der Kostümwechsellaufzeichnet.

Werden diese vielseitigen und aufwändigen Arbeiten an einem Kostüm näher betrachtet, ist zu ahnen, mit welcher Freude und Genugtuung

ein gelungenes Ergebnis auch bei der Kostümbildnerin und ihrem Team zur Kenntnis genommen wird, wenn es sich im stürmischen Applaus des Publikums widerspiegelt. Die Bewohner der FächerResidenz, die den Vortrag von Frau Hoffman mit großem Beifall würdigten, werden dies mit Sicherheit beim nächsten Theaterbesuch tun.

Marthamaria Heilgeist, FR

* * *

Die Vogelwelt in unserem Park

Sobald die Tage heller werden und die Temperaturen ansteigen, wird die Vogelwelt im Park der Fächerresidenz munter. Die ersten Zugvögel kehren heim. Standortvögel wie Kohl- und Blaumeise auf Futtersuche besuchen nicht mehr so oft die Balkone unserer Bewohner.

Mit Singen und Gezwitscher der gefiederten Sänger zeigt der Frühling seine schönste Seite. Aber wer kennt schon die Vögel mit Namen, die uns mit ihrem Gesang erfreuen?

Zum Glück haben wir eine Mitbewohnerin in der Fächerresidenz, die als Vogelliebhaberin fast jeden Vogel an seiner Stimme erkennt. Mit ihrer Hilfe werden wir auf viele Vögel aufmerksam und erfahren nun auch endlich, wie die gefiederten Sänger heißen.

Am einfachsten ist das mit der „Vogeluhr“. Zum Wecken an einem Frühlingmorgen braucht man eigentlich keine Uhr, um zu wissen, wie spät es ist. Die Vogeluhr lässt an Präzision nichts zu wünschen übrig. Es sind übrigens die Männchen, die nach dem Erwachen den morgendlichen Gesang beginnen, der zur Markierung ihres Reviers dient und Rivalen auf diese charmante Weise in ihre Grenzen weist. Im Frühling weckt uns der Hausrotschwanz um 4 Uhr (Sommerzeit) mit seinem Gesang, und schon 10 Minuten später fällt das Rotkehlchen ein. Übrigens, die Rotschwänzchen brüteten vor Regen und Wind geschützt im Bereich der Feuertreppe im Haupthaus. Das Flöten der Amsel hört man ab 4:15, gefolgt von der Kohlmeise und dem Buchfinken. Um 5:20

tschilpen dann laut und vernehmlich die Haussperlinge. Sie leben in großen Schwärmen und sitzen auf den kugelig geschnittenen Eiben an den Farnabhängen. Dort nisten sie auch sich vor Katzen und Raubvögeln.



Es ist schon erstaunlich, welche große Vielfalt an Vogelarten in unserem Park ihre Heimat finden. Viele Singvögel suchen sich hier Nistplätze, und an den Baumstämmen kann man oft den Kleiber sehen. Er klettert mit dem Kopf voran die Bäume hinunter und fällt durch sein wunderschönes blaugraues Gefieder auf. Stieglitz, auch bekannt unter dem Namen Distelfink, haben ein besonders hübsches Federkleid und halten sich oft im Park auf. Auf den Gehwegen sieht man häufig Bachstelzen, die mit ihrem trippelndem Gang hin und her laufen und eifrig nach Insekten suchen. In den warmen Sommer Nächten oder auch in den frühen Morgenstunden kann man für kurze Zeit, oft nur zwei bis vier Sekunden, die Nachtigall hören. Im Blauglockenbaum wurde ein Dompfaffpärchen beobachtet, wie es sich in den oberen Ästen an den Früchten gütlich tat. Hier fühlen sich auch Blau- und Kohlmeise wohl, die in den vertrockneten

Zweigen viele Insekten finden. Massenweise laufen im Frühsommer Stare auf der Wiese herum, immer auf der Suche nach Nahrung. Bei Sonnenschein bekommt ihr Gefieder einen wunderschönen, metallic leuchtenden Glanz. Bekannt ist der Star auch als geschickter Stimmenimitator. Im Herbst ziehen sie zu Tausenden nach Südeuropa oder Nordafrika. Auch Buchfinken nisten in unserem Park, sind beim Nestbau sehr vorsichtig und vermeiden, dass ihr Gelege dem Regen ausgesetzt ist. Wenn man ein leises „hiutt-fiutt“ hört, dann handelt es sich um einen Fitis, der sich aber nur selten blicken lässt. Ähnlich geht es uns mit dem Zilpzalp, der seinen Namen ruft und im letzten Herbst oft zu hören war.



14

Immer wieder besuchen Spechte den Park. Der Grünspecht, gut getarnt, sucht auf dem Rasen nach seiner Lieblingspeise, den Ameisen, und fällt uns nur durch seine blutroten Federn auf dem Kopf auf und auch, wenn er an einem Baumstamm hämmert. Auf diese Weise sucht auch der Schwarzspecht nach Larven unter der Rinde oder bereitet eine Nisthöhle für sein Gelege vor. Der Gesang der Spechte ist eher ein helles Krächzen. Ein ähnlich rätschendes Geschrei gibt der Eichelhäher von sich. Die meisten erkennen ihn an seinen blau-schwarzen Federn an den Flügeln. Seine Warnrufe zeigen den Mitbewohnern in Wald und Flur, dass Gefahr droht. Im Boden versteckt er Eicheln und Nüsse als Notvorrat, der ihm hilft, den Winter zu überleben.

Nachts kann man oft die Rufe der Waldkäuze hören, wobei es sich um ein Balzlied handelt. Lange und ausdauernd ruft auch der Nachwuchs nach Futter. Als nachtaktiver Vogel bekommt man ihn selten zu sehen. Um so beeindruckender war das Erlebnis, als gerade

zur Mittagszeit ein Waldkauz mit voller Wucht gegen eine Scheibe im Speisesaal flog. Betäubt blieb er davor liegen. Ein Rettungsversuch war nicht nötig, denn schon nach kurzer Zeit flog er leicht benommen zum Haupteingang. Als sich ein erschreckter Bewohner näherte, flog er auf die Eiche und ward nicht mehr gesehen. In großer Zahl sieht man auf den Buchen, Eichen und auf dem Rasen viele Saatkrähen. Als Standortvögel bleiben sie den ganzen Winter bei uns. Bei der Nahrungssuche jagen sich Eichhörnchen und Krähen und versuchen sich gegenseitig die Nüsse wegzunehmen. Jedes Frühjahr besuchen uns zwei Enten. Sie halten sich in der Nähe des Springbrunnens auf und schwimmen auch dort hin und wieder herum. Sie sind recht zutraulich und schlafen auf der Wiese, bleiben aber nicht da. Lautes Gurren auf den Dächern verraten uns die Anwesenheit von Tauben. Dabei handelt es sich um ausgewilderte Haustauben, die sich gerne den Menschen anschließen. Unser Pärchen hat sich auf der Akebie vor dem Flurfenster im dritten Gebäudeteil ein Nest gebaut und zwei Junge großgezogen. Nach drei Wochen waren sie flügge. Kurze Zeit später legte das Taubenpärchen ein Nest in den Eiben zwischen dem ersten und zweiten Gebäudeteil an.

Im vergangenen Sommer konnte man auf dem Rasen beim Springbrunnen oft eine Singdrossel sehen. Sie fällt durch ihre Größe und das gefleckte Gefieder sofort auf. Die Vögel bauten ihr Nest auf einen langen herausragenden Ast einer Eiche direkt vor dem Haupteingang, leider nicht gut versteckt und leicht zugänglich für Eichhörnchen und Raubvögel. Solange die Altvögel brüteten, waren die Eier geschützt. Als die Jungen geschlüpft waren und Futter herbeigeschafft werden musste, witterten die Feinde ihre Chance und zerstörten das Nest. Nur wenige, kleine weiße Federn auf der Straße gaben Zeugnis von dem Drama.

In der vor uns liegenden warmen Jahreszeit sollten wir uns im Park oder auf dem Balkon an der Buntheit der Vogelwelt und dem Wohlgesang ihrer Stimmen erfreuen.

Ingeborg Niekrawietz und Gudrun Baskaya, FR

Vom Lindwurm in mir

Johann Peter Hebel, der Alemanne, hat mehr als die Hälfte seines Lebens in Karlsruhe gelebt. Erinnerungen an ihn begegnen uns in unserer Stadt: Hebelstraße, Hebeldenkmal, Hebelschule, Hebelstube.

Im „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds“, jenem Klassiker der Kalendergeschichten, stoße ich auf die Geschichte „Der geheilte Patient“. Eine augenzwinkernde Erzählung zu Gewichtsproblemen, Ernährungssünden und Bewegungsmangel; ein Beitrag zum Thema „Selbstbeteiligung des Patienten“.

Der geheilte Patient

Johann Peter Hebel

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ – Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter Langerweile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfang. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett, und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte.

Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur



die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Ärzte befohlen, sondern sagte: „Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“

Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschau, und der Tod geh ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung und sagte: „Wart, dich will ich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, mittags ein Bratwürstlein dazu, und nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Gukuk

nimmer schreien. Tut was Ihr wollt!“ Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte.

Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir.“

16

Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden“, und lächelte dazu.

Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh Euch wohl“, und hat nachher dem Rat gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Krank sein

Kranksein durch falschen Lebensstil mit entsprechenden Folgen wird in dieser Erzählung vom Arzt gedeutet, indem er von einem bösen Lindwurm spricht, der Eier legt und Gedärme frisst. Krankheit wird so zu einem Fremdkörper

im Leib.

Krankheitsdiagnosen können eine sehr zeit- und kulturgebundene Sicht darstellen. Die Vorstellung von Krankheit als einem Fremden in mir ist uralte: Dämonenverhexung, Fluch der Ahnen, böser Blick, Wirkung von Erdstrahlen oder Giften, Mikroorganismen ... oder eben: Lindwurm. Die Krankheit wird so zu einem Es. Ein Etwas, ein Feindliches in mir, ein Ding oder ein Stoff, der raus muss.

In der Sicht von Krankheit als etwas Fremdem in mir liegt aber auch eine Gefahr. Sie ist jedenfalls einseitig. Krankheit ist nicht nur ein Es, ein Etwas, das mit chirurgischem Eingriff und mit Medikamenten zu behandeln und auszutreiben ist. Krankheit ist auch eine Störung meines Gleichgewichts, etwas, was zu mir gehört; nicht nur etwas Objektives, sondern auch etwas Subjektives, Persönliches. Ich habe nicht nur eine Krankheit, sondern ich bin krank.



Der Mediziner und Philosoph Thomas Fuchs, der mich mit seinem Buch Zeitdiagnosen zu diesen Zeilen anregte, schreibt: „Krankheit als produktive Störung eines Gleichgewichts kann zum Stimulus (Stachel, Ansporn) für eine Neubalancierung werden.“

Körper, Psyche, Umwelt, Beziehungen sind ein komplexes System; Krankheit zeigt, dass da etwas in Unordnung geraten ist. Sie ist damit ein Aufruf, sich und sein Leben zu reflektieren und neu auszubalancieren.

Bei einem nur naturwissenschaftlichen Blick auf den bloßen Körper sei die Gefahr, die lebensgeschichtliche und personale Seite der Krankheit zu übersehen, wenn sich das gestörte Befinden nur in einen Befund, also in ein „Es“ verwandle.

Kranksein enthält etwas, das mir Fragen stellt, ja, sogar mich in Frage stellen kann. „Als le-

bensgeschichtliches Ereignis aufgefasst, kann Krankheit nicht auf bloße Wiederherstellung des Status quo ante (des Zustands vorher) hinauslaufen. Es ist nachher eben nicht einfach so wie zuvor.“

Kranksein ist ein Aufruf, den wir hören oder auch überhören können. Die eigentliche Herausforderung liegt in der Stellung, die der Kranke zu seinem Leiden nimmt. So etwa Thomas Fuchs.

Kranksein ruft mich, dass ich nicht nur den fremden Lindwurm und seine Eier in mir abstoße, sondern mein Dasein anders sehe, mein Leben anders führe.

Martin Achtnich, RR

* * *

Geld, Geld, Geld...

Wie entsteht Geld? Und wozu braucht es Geld? Eine Person produziert z.B. Obst und Gemüse, ein anderer praktiziert als Arzt oder Steuerberater, ein Dritter repariert als Handwerker den Abfluss in der Küche. Wie können sie ihre Leistungen miteinander verrechnen? Erst Tausch- oder Verrechnungsmöglichkeiten in Form von „Geld“, das gleichzeitig als Wertaufbewahrungsmittel fungiert, ermöglichen die Verwertung der persönlichen Leistungen.

Gleich welche Erscheinungsform das Verrechnungsmittel „Geld“ hat oder hatte, Voraussetzung für dessen allgemeine und uneingeschränkte Akzeptanz ist stets, dass beide, Zahlender und Zahlungsempfänger, sicher sind, dass es sich bei dem Geld um vom Staat bereitgestellte und damit allgemein anerkannte Zahlungsmittel handelt. Die Ausprägung des Geldes hat sich in der Geschichte vielfach gewandelt, ob in Form von Kaurischnecken oder Steingeld, entscheidend für deren Akzeptanz war das Vertrauen der diese Formen Nutzenden in deren Funktion als Geld.



Die ältesten gefundenen Münzen wurden um 700 vor Christus im Königreich Lydien gefertigt (heutige Türkei). Sie bestehen aus einer Legierung aus Gold und Silber. Die Vielfalt der verwendeten Münzen, so prägte jeder griechische Stadtstaat seine eigenen Münzen, machte den Beruf des Geldwechslers erforderlich, der mit den verschiedenen Münzeinheiten rechnen konnte. Um 330 vor Christus ließ Alexander der Große Goldmünzen prägen, die „Alexander-münze“, die in seinem Weltreich als eine einheitliche Währung akzeptiert wurde. Die Bezeichnungen für Geld wandelten sich in der Zeit: vom „Groschen“ über „Dukaten“, „Gulden“, „Taler“ oder „Deutsche Mark“ bis zu unserem heute gültigen „Euro“. Manche erinnern sich vielleicht noch an das Lied „Ein Heller und ein Batzen“, beides waren Bezeichnungen von zur damaligen Zeit im Umlauf befindlichem Geld.

Die Münzen wurden aus Gold, Silber oder Kupfer hergestellt und die Regionen, in denen diese Erze abgebaut wurden, kamen zu Reichtum. In Deutschland hatte zum Beispiel für den Silberabbau der „Rammelsberg“ im Harz große Bedeutung. Auf den Erträgen dieses Bergwerks konnte der Welfenherzog Heinrich der Löwe seine Macht aufbauen. Da jeder kleine Fürst sich für sein Hoheitsgebiet eine eigene Währung gönnte und eigenes Geld in Umlauf brachte, erstaunt es wenig, dass im 18. Jahrhundert in Deutschland 15.000 verschiedene Münzen im Umlauf waren, mit den unterschiedlichsten Prägungen und Gewichten. Ein Warenverkehr und ein Tausch der Münzen hätte nicht stattfinden können, wenn es nicht Geldwechsler als Fachleute gegeben hätte, die sich in der Verrechnung dieser unterschiedlichen Münzen

auskannten. Sie prüften auch die Qualität der Münzen, denn schon frühzeitig hatten Fälscher und auch Fürsten erkannt, dass sich durch das Strecken und Verfälschen des Metallinhalts von Münzen Geld verdienen ließ: Kipper und Wipper wurden sie genannt. Diese Betrüger beschädigten Münzen durch nicht gleich sichtbare Abschabungen oder Abschneiden der Ränder. Landesherrn zogen Gewinne daraus, dass sie bei gleichem Wertaufdruck den Gold-, Silber- oder Kupfergehalt der Münzen verminderten. Sobald diese Schwindsucht offenkundig wurde, stellten sich die Bürger darauf ein und die Kaufkraft dieser Münzen verringerte sich ebenfalls.



18

Noch 1806, im Jahr der Abdankung des österreichischen Kaisers als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, gab es in Deutschland 67 unterschiedliche Währungen, d.h. Regionen mit staatlich geregeltm Geldwesen. Erst 1871, bei Gründung des Deutschen Reiches, wurde für das Reich ein einheitliches Münz- und Währungssystem geschaffen, das als Goldwährung ausgestaltet war und die offizielle Bezeichnung „Mark“ trug. Alle Teilstaaten hatten bis 1918 das Münzrecht, nicht alle nutzten es jedoch und prägten Münzen. Heute sind in Deutschland noch 5 Prägeanstalten für Münzen aktiv. An den Prägezeichen sind sie zu erkennen: Berlin (A), München (D), Stuttgart (F), Karlsruhe (G) und Hamburg (J).

Die Chinesen waren die Ersten, die im 10. Jahrhundert Papiergeld einführten. Ursprünglich waren es Quittungen von Kaufleuten für eingelieferte Münzen, die als offizielles Geld anerkannt wurden. 1718 wurde vom französischen König dem Schotten John Law erlaubt, Banknoten in Umlauf zu bringen, die auf Silbermünzen lauteten. Das Experiment ging schief, da viel mehr Banknoten ausgestellt wurden als Silbermünzen vorhanden waren, so dass sie

wertlos wurden. In Deutschland gab es 1871 zunächst Münzen in physischem Gold, bald auch fiktiv goldgedeckte Papierscheine. Der Emittent dieser Geldscheine, die Deutsche Reichsbank, garantierte, dass ein Geldschein lautend auf 1 Reichsmark fiktiv eine Golddeckung von $1/2790$ kg Feingold aufweist. Um für alle Fälle gewappnet zu sein, hätte die Reichsbank in ihren Kellern also eine den ausgegebenen Scheinen entsprechende Menge an Gold bevorraten müssen. Und auf diese Umtauschgarantie vertrauten die Menschen, die anstelle des physischen Goldes Papiergeld in Zahlung nahmen. Zur Finanzierung des 1. Weltkrieges waren die Steuern nicht erhöht worden, da die Reichsführung in Erwartung eines gewonnenen Krieges darauf setzte, dass nach Beendigung des Krieges alle Kredite durch die besiegten Gegner zu tilgen seien. Um in unbeschränktem Umfang Papiergeld drucken zu können, das den Goldbestand um ein Vielfaches überstieg, wurde zu Beginn des Ersten Weltkrieges die Golddeckung aufgehoben, das Vertrauen der Menschen in die Geldscheine also enttäuscht. Bekanntlich verlor Deutschland den Krieg und jetzt waren die staatlich aufgenommenen Kredite eine schwere Hypothek für die Finanzen des Reiches, da Geld für deren Tilgung bereitgestellt werden musste. Aus den laufenden Haushalten war das nicht möglich, es half nur die Druckerpresse. Und deshalb endete das Geld drucken nicht mit dem Krieg. Immer mehr Papiergeld wurde gedruckt, was dazu führte, dass dessen Wert und Kaufkraft immer weiter sank. Die Geldmenge wurde aufgebläht, also inflationiert, bei sinkender Kaufkraft – bis die Blase platzte.

Am besten können die in unseren Residenzen lebenden Einhundertjährigen beurteilen, was passiert, wenn das Vertrauen in die Stabilität einer Währung wegbricht. In ihrer Jugend haben sie erlebt, wie ihre Eltern unter der Inflation litten und welchen Preis sie für deren Beendigung zahlen mussten. Es kam zu einem Ende mit Schrecken, weil die Reichsbank die Notbremse zog, indem sie der Reichsmark die Legitimation als deutsche Währung entzog, an deren Stelle die Rentenmark als neue Währung trat. Damit beendete sie auch die

1923 den Ländern und anderen Gebietskörperschaften eingeräumte Möglichkeit, eigenes Geld, Notgeld (z.B. Geldscheine auf Seide statt Papier, Münzen aus Porzellan) oder geldähnliche Gutscheine, in Umlauf zu bringen. Das Vermögen aus umlaufender Reichsmark in jeglicher Ausprägung wurde entwertet, indem die Besitzer von Bargeld ihren Bestand an Reichsmark in die neu geschaffene Währung „Rentenmark“ im Verhältnis von 1 Billion Reichsmark zu 1 Rentenmark eintauschen mussten. In der Praxis hieß das, dass sie für 1.000 Milliarden Reichsmark eine neue Rentenmark erhielten. Schubkarrenweise wurde das jetzt wertlose gewordene Geld, also bedrucktes Papier, das die Bezeichnung „Geld“ nicht mehr verdiente, in den Bankfilialen angeliefert. Nur durch den gewaltigen Zwangs-Währungsschnitt konnte das Vertrauen der Bevölkerung in die eigene Währung wiederhergestellt werden. Die schönfärberisch umschriebene „Währungsreform“ bedeutete für die Gläubiger nichts anderes, als dass ihre Forderungen wertlos geworden waren. Diejenigen aber, die anderen Personen oder Institutionen Geld schuldeten, waren von ihrer Zahlungsverpflichtung befreit. Es gab jede Menge Inflationsgewinner, der größte Profiteur dieser Aktion war aber der Staat, das Deutsche Reich, das seine Schulden nicht mehr zu bedienen brauchte, jedenfalls soweit es Gläubiger in Reichsmark betraf. Gläubiger, deren Forderungen gegen das Reich auf Gold oder US-Dollar oder andere ausländische Währung lauteten, z.B. weil es sich um Auslandsschulden handelte, waren davon nicht betroffen. An diesem Beispiel des Währungsschnitts im Jahr 1923 lässt sich sehen, wie wichtig für eine Währung das Vertrauen der Menschen in den Werterhalt des Geldes ist.



Im Gegensatz zum Währungsschnitt des Jahres 1923 steht das Jahr 1999, das Jahr, in dem in Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Ir-

land, Italien, Luxemburg, Monaco, Niederlande, Österreich, Portugal, San Marino, Spanien und im Vatikanstaat der Euro als Gemeinschaftswährung eingeführt wurde. Zunächst aber nur als Giralgeld. Erst im Jahr 2002 wurde die Währungsumstellung in der um Griechenland erweiterten Eurozone durch die Bereitstellung von Bargeld komplettiert. Diese Währungsumstellung war zwar auch eine Währungsreform, aber sie war etwas anderes als der Währungsschnitt des Jahres 1923. Denn wenn Sie heute noch im Sparschwein oder unter Ihrer Matratze DM-Scheine oder DM-Münzen finden, haben Sie immer noch und weiterhin die Möglichkeit, bei der Deutschen Bundesbank diese Beträge in Euro einzutauschen. Die auf Deutsche Mark lautenden Banknoten und -münzen werden von der Deutschen Bundesbank als ausgebender Stelle weiterhin als Geld akzeptiert. Allerdings ist keine Bank oder ein anderer Geschäftspartner gezwungen, noch Geldbeträge in Deutscher Mark anzunehmen. Allein die Bundesbank ist dazu verpflichtet.



Die Gegenüberstellung beider „Währungsreformen“ macht deutlich, worauf „Geld“ sich stützt, auf Vertrauen. Aus einem bedruckten Blatt Papier wird ein Tauschmittel, genannt Geld, das als Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel verwendet wird. Da dieses Geld Teil eines staatlich geregelten Geldwesens ist, werden die Münzen und Banknoten als Währung bezeichnet. Auch ein „staatlich geregeltes Geldwesen“ kann jedoch nicht garantieren, dass sich die Kaufkraft des Geldes in Zukunft nicht ändern wird. Wichtig ist, dass das Vertrauen in die Währung nicht beschädigt wird.

Klaus Heilgeist, FR

Wunderbarer Holunder

In dem Kochbuch „Unvergessene Küche“ wird Fliederbeersuppe, so nennen die Hamburger das Gericht aus Holunderbeeren, als typisch regionale Speise der Hansestadt aufgeführt.

Nun wächst der Holunder ja überall in Deutschland, und so gibt es auch mit kleinen Unterschieden überall Holunderbeersuppe. Als Zugabe des fertigen Gerichts werden in Hamburg bevorzugt Klüten aus Grieß, in anderen Gegenden Mehlklößchen, Brotwürfel, Zwieback, Apfelscheiben oder Eiweißhäubchen genommen.

Dieses Jahr hatte ich das Glück, im Garten unserer Kinder einen Holunderbusch zu entdecken, und Ende August war es so weit, endlich konnten wir die Früchte ernten. Wegen des sehr heißen Sommers waren an den Dolden zwar viele Beeren vertrocknet, aber die Suppe wurde trotzdem zubereitet; denn mein Mann als gebürtiger Hamburger freute sich sehr auf das Gericht aus seiner Heimat. Mein Rezept:

20

1. Mit einer Gabel die Beeren von den Dolden streifen, waschen und alle grünen Beeren entfernen.
2. Mit Wasser, Zucker, Zitronenschale und Zitronensaft mindestens 20 Minuten kochen
3. Mit Mondamin (auf einen halben Liter ungefähr 10gr) andicken
4. Das Ganze mit dem Zauberstab pürieren
5. Dünne Apfelscheiben hinzufügen und nochmals kurz aufkochen.

Die dunkelrote Suppe mit ihrem exotischen Aroma schmeckte uns hervorragend.

Aber Holunder kann noch mehr, wie eine alte Bauernweisheit besagt:

Rinde, Beere, Blatt und Blüte,
Jeder Teil ist Kraft und Güte,
jeder segensvoll.

Vom Frühjahr bis zum Herbst wird der Holunder für Küche und Hausapotheke geschätzt. Von den Blüten macht man Gelee und Sirup, der sich in Saft, Schorle oder Sekt großer Beliebtheit erfreut. Als besondere Delikatesse backt man die Blütendolden in Pfannkuchenteig. Im Juni sammelt man die aufgeblühten Dolden und trocknet sie für einen Tee, der bei Erkäl-

tungen als schweißtreibendes Mittel eingesetzt wird. In der mittelalterlichen Medizin wurde auch das schneeweiße Mark der Zweige und Äste bei Nieren- und Blasenleiden angewendet. Die Beeren werden im Herbst getrocknet. Sie enthalten viel Vitamin C und P und heilkräftige Farbstoffe, die als Hausmittel Verwendung finden und noch heute in der Naturheilkunde verarbeitet werden. Auch in der Pharmazie werden Arzneien mit Holunder wegen seiner sekundären Pflanzstoffe, denen man gesundheitsfördernde Eigenschaften nachsagt, hergestellt. Es handelt sich dabei um chemische Verbindungen, die für Farbe, Aroma und Geschmack der Frucht verantwortlich sind. Diese Medizin wird zur Stärkung des Immunsystems und der Abwehrkräfte hergestellt.

In der freien Natur findet man den Holunder überall, er wächst am Wald und Straßenrand, in Gärten und Parks, auf Schutthalden und Bahndämmen. Für Liebhaber von Holunder gibt es einige Neuzüchtungen, die besonders ertragreich sind und von Vögeln gemieden werden. Vögel sind nämlich bei der Ernte sehr erfolgreich und bei der Verbreitung des Samens für den Holunder eine große Hilfe, verderben uns Menschen aber die Ernte.

Nicht unerwähnt sollte der Hinweis sein, dass Beeren nicht roh verzehrt werden dürfen, da sie giftige Glykoside enthalten, die beim Kochen jedoch zersetzt werden. Auch sollte man den Holunder nicht mit dem wild vorkommenden Zwergholunder, auch Attich genannt, verwechseln. Bei ihm sind alle Pflanzenteile giftig und er fällt schon durch seinen unangenehmen Geruch auf.

Der schwarze Holunder (*Sambucus nigra*) gilt als eine der gesündesten Pflanzen, die uns die Natur geschenkt hat. Viele Sagen und Legenden ranken sich um den wunderbaren Strauch und beim Essen vergisst man, dass die Früchte auch noch sehr gesund sind.

Ingeborg Niekrawietz, FR

Vom Tellerwäscher zum Millionär

„Vom Tellerwäscher zum Millionär“ ist eine Redewendung, die allmählich aus unserem Sprachgebrauch verschwindet. Jüngere Menschen können sich unter dem Beruf Tellerwäscher in unserer heutigen Zeit kaum etwas Sinnvolles vorstellen und schon gar nicht den gesellschaftlichen Sprung zum Millionär. Ein Hocharbeiten erscheint uns unmöglich, ausgenommen ein Lotteriegewinn bringt den reichen Geldsegen. Und Tellerwaschen, wer macht das in der Zeit von Geschirrspülern überhaupt noch?

Nicht so unsere Generation, die mit dem Abwasch nach dem Essen tagtäglich konfrontiert wurde. Der Abwasch gehörte zu unserer Kindheit und war so selbstverständlich wie die vorangegangene Mahlzeit. Viele Küchen hatten einen Spülstein, andere nur eine Emailschüssel und ein Abtropftuch. Viele Haushalte hatten einen ausziehbaren Abwaschtisch mit zwei Schüsseln. Dazu gehörten zwei Näpfchen für Spülmittel und Ata (Scheuersand). In unserer Küche stand ein Schrank, wo die Abwaschvorrichtung herausgeschwenkt wurde. Sobald heißes Wasser eingefüllt war, ging die Spülerei los. Kinderarbeit kam in unserem Sprachgebrauch nicht vor.

Später wurden die Wohnungen mit Edelstahlspülen ausgestattet.

Wer in den 50iger Jahren in Karlsruhe heiratete, bekam auf dem Standesamt nicht nur ein Stammbuch, sondern auch das „Hausbuch für die deutsche Familie“. Auch hier kannte man nur die Spülung per Hand mit vielen Tipps für ein schnelles Säubern von Essgeräten. Außerdem wird die Anschaffung von verschiedenen Bürsten, wie Spül-Glasbürste und Topfreiniger und einer Spülwanne empfohlen.

Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts machte man sich in den USA Gedanken, wie man den unleidlichen Abwasch Maschinen überlassen könnte. Josephine Cochrane entwickelte für diese unliebsame Arbeit ein Gerät, das sie sogar zum Patent anmeldete. Allerdings war diese Erfindung nicht massentauglich und geriet



schnell in Vergessenheit. Es sollte noch 100 Jahre dauern, bis die Firma Miele einen durchaus tauglichen Geschirrspüler auf den Markt brachte. Die Anschaffung war noch sehr teuer. Inzwischen hatten die Waschmaschinen ihren Siegeszug angetreten. Erst als die führenden Elektrofirmen immer mehr Modelle auf den Markt brachten, war das Eis gebrochen, und viele Haushalte besitzen mittlerweile einen Geschirrspüler (etwa 70% in Deutschland).

Wenn auch die Redewendung in unserem Sprachgebrauch „Vom Tellerwäscher zum Millionär“ so gut wie verschwunden ist, nicht einmal erwähnt wird sie im Duden für Zitate und Redewendungen mit 15000 Eintragungen, so bleibt uns doch der Aufwasch im übertragenen Sinne. Wenn wir vieles gleichzeitig erledigen, so machen wir das in einem Abwasch. So konnte man auf der Titelseite der BNN am 11.1.2023 mit der Überschrift „In einem Aufwasch“ eine kurze Mitteilung lesen.

Freuen wir uns, dass wir sogar in unserer kleinen Küchenecke einen funktionstüchtigen Geschirrspüler haben.

Ingeborg Niekrawietz, FR

Wir gratulieren zum Geburtstag ...

im April 2023

Hans Keindorf	98 Jahre	RR
Hildegard Balzert	96 Jahre	FR
Marta Koch	96 Jahre	RR
Kazimiera Michalczyk	95 Jahre	RR
Gerhard Zehendner	95 Jahre	FR
Else Berta Noé	90 Jahre	RR

im Mai 2023

Gisela Merkel	102 Jahre	RR
Erna Kirn	99 Jahre	RR
Gerda Keßler	96 Jahre	RR
Rudolf Niekrawietz	96 Jahre	FR
Leonore Grimm	95 Jahre	RR
Käte Hamdorf	90 Jahre	RR
Adelinde Kammerer	90 Jahre	RR

22

im Juni 2023

Marga Kornmüller	98 Jahre	RR
Liselotte Rohrhirsch	95 Jahre	RR

***Manchen wundert's, liest er hier der Jubilare
hohe Zahl der Lebensjahre.
Hier wird nämlich nur genannt,
wer 90 und ab 95 ist bekannt.
Doch viele andre, die an Lebensjahr'n darunter sind,
ebenfalls an ihr'm Geburtstag munter sind.***



... und begrüßen neue Bewohner

Dieter und Alice Brandauer	RR	Otto und Christa Friedwagner	RR
Norbert Molz	RR	Emilie Dammert	RR
Cordula Duss	RR	Judith Giss	RR
Gerda Duelli	RR		

ChatGPT – Wie bitte?

Reden wir mal von uns, den Autoren und Autorinnen (GENAU! So muss das heißen!) der Artikel im Journal. Wie geht das, so einen Artikel zu schreiben? Nun, man sammelt Beobachtungen, hört Gesprächen zu, interessiert sich für die Sorgen der Bewohner, begleitet die Veranstaltungen, erinnert sich an Vergangenes und so weiter. – Und dann sitzen die Damen und Herren der Redaktion an ihrem Schreibtisch und versuchen daraus eine Betrachtung, einen Bericht oder eine Anekdote zu basteln. So ungefähr müsste es gehen.

Wie altmodisch ist denn das!? Es gibt doch ChatGPT! Wer am Donnerstag, den 2. Februar die BNN gelesen hat, müsste es eigentlich wissen, fast eine ganze Seite gab es dazu unter der Überschrift: „ChatGPT will die Welt erklären“. Das Thema taucht zur Zeit in allen Medien auf, und natürlich will ich hier nicht mit den zahlreichen klugen Kommentaren zu diesem Problem konkurrieren. Für uns nur so viel: Es handelt sich um ein Computerprogramm der „Künstlichen Intelligenz“, genauer um einen (aufgepasst!), auf „künstliche Intelligenz basierten Schreibassistenten“. Er ist besonders geeignet als Formulierungshilfe und Faktencheck für Vorträge und mündliche oder schriftliche Erörterungen, und zu Themendiskussionen jeder Art, z. B. auch für Schulaufsätze, Vorträge, Zeitungsartikel und Examensarbeiten. Er bietet sich sogar literarisch ambitionierten Nutzern an zur Abfassung von Sachbüchern, Romanen oder Gedichten. Ja, das Programm kann sogar dichten. Seit November 2022 kann man ChatGPT käuflich erwerben.

Also, wie sähe dann unsere Arbeit als Artikel-schreiber und für das Journal aus? Wir saßen vor unserem Laptop und tippten ein: Angaben zur Leserschaft und zum Autor, zum Milieu, zu vorherrschenden Interessen, zur erwünschten Wirkung und so weiter und so fort. Ich habe übrigens den Eindruck, dass sich manche Politiker für ihre blutleeren Äußerungen hier bedienen. – Gleich bekomme ich eine Gänsehaut, weil es mich etwas kühl anweht; ich war doch gerade noch voller Wärme und Humor, voller eigener Erfahrungen und innerer Bilder, die herausdrängten. Wo sind sie hin? Ich finde sie im Internet nicht wieder....

In diesen Tagen habe ich mehrere Artikel zum Thema gelesen. Unter anderem berichtet ein Nutzer, dass er versucht habe, dem Programm einen Witz oder eine humorvolle Wendung zu einem gewünschten Thema abzuverlangen. Das Ergebnis war eine Katastrophe, absolut schräg oder zum Gähnen langweilig. Also definitiv, ein Programm, das keinen Humor kennt, käme für mich nicht infrage!

Abgesehen davon, dass wir alle wohl kaum so ein Programm korrekt bedienen könnten, werden wir auch in Zukunft an unseren Texten basteln wie bisher. Und Sie, liebe Leser, wünschen uns sicher Glück und gutes Gelingen dabei.

Ingrid Rumpf, FR

23

* * *

Impressum

Herausgeber:

Wohnstift Karlsruhe e. V.
Erlenweg 2, 76199 Karlsruhe

V.i.S.d.P.: Wolfgang Pflüger

Gestaltung:

Adam Weiß, Christoph A. Zajontz-Wittek

Redaktion:

Martin Achtnich, RR
Marthamaria Drützel-Heilgeist, FR

Ingeborg Niekrawietz, FR

Hans-Joachim Richter, RR

Ingrid Rumpf, FR

Kontaktdaten & Legende:

☎ 0721 / 8801-0

📠 0721 / 8801-580

✉ info@wohnstift-karlsruhe.de

🌐 www.wohnstift-karlsruhe.de

RR = Residenz Rüppurr

FR = FächerResidenz

Bildnachweise:

Deckblatt/Rückseite: FächerResidenz / Rückseite: Residenz Rüppurr

Seite 3-5: gemeinfrei/M. Heilgeist, FR

Seite 6: Adam Weiß

Seite 7: Adobe Stock #3113062 von McCarthys_PhotoWorks

Seite 8: Hans-Joachim Richter, RR

Seite 9: gemeinfrei

Seite 11-13: Barbara Hoffmann, FR

Seite 13: pixabay #5164411.von valpictures44

Seite 14: pixabay #7833570 von jggrz

Seite 15&16: gemeinfrei

Seite 17-19: Klaus Heilgeist, FR

Seite 21: pixabay #3186136 von manfredrichter

Seite 22: pixabay #2323461 von 8926

Alle weiteren Bilder sind intern aufgenommen/lizenziert/gemeinfrei

Hinweis zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG):

Wir halten uns selbstverständlich an das geltende Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG). Die Texte in diesem Heft liegen größtenteils in der männlichen Form der Ansprache vor. Wir verwenden die männliche Form aus Gründen der Lesbarkeit ausschließlich als geschlechtsneutrale Formulierung und frei von jeglicher Form der Ungleichstellung. Vielen Dank für Ihr Verständnis.



@ info@wohnstift-karlsruhe.de

www.wohnstift-karlsruhe.de